

# OST BLICK IN EIN JÜDISCHES VIERTEL END



Jüdisches  
Museum

## „Freitagabend wurde der Anzug gewechselt“. Erinnerungen 1887 – 1914

### Wilhelm Herzfeld

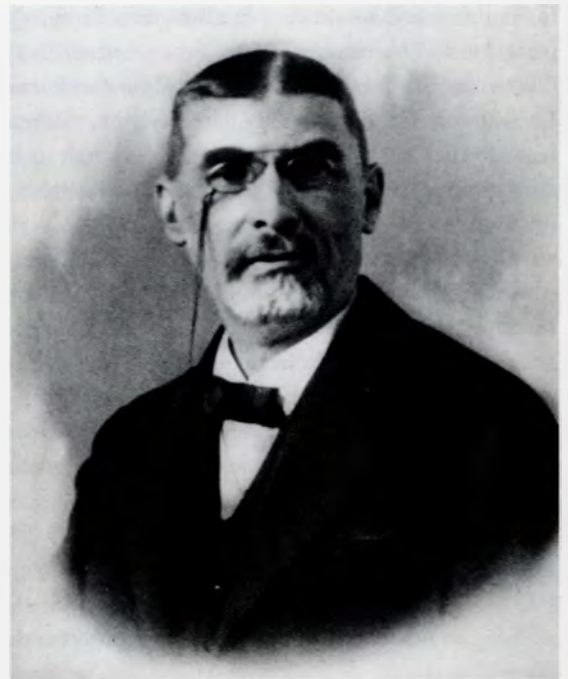
*Wilhelm Herzfeld wurde am 17. Juli 1887 in Frankfurt a. M. als Sohn einer gut situierten bürgerlichen Familie geboren. Sein Vater Siegfried, der aus Oberursel stammte, war Börsenmakler, seine Mutter Sarah geb. Stern kam aus einer sehr wohlhabenden Familie, die aus Schlüchtern nach Frankfurt zugezogen war.*

*1893–1903 besucht Wilhelm Herzfeld (wie schon sein Vater) das Philanthropin, nach dem Realschulabschluss absolviert er eine Lehre als Kaufmann in der Lederhandlung L. A. Mayer in Offenbach. 1907/08 dient er als Einjährig-Freiwilliger beim 1. Kurhessischen Infanterie-Regiment und lässt sich zum Reserveoffizier ausbilden. Anschließend arbeitet er fünf Jahre bei der Fa. Max Grünsfelder, Feine Lederwaren, Lange Str. 37, als Handlungsreisender (Vertreter). Im 1. Weltkrieg kämpft er an der Westfront und wird mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, nach dem Krieg arbeitet er wieder als Reisender in der Lederbranche, bei der Portefeuillefabrik H. Hirschfeld sen., Hanauer Landstr. 18.*

Siegfried Herzfeld, geb. 1854 in Oberursel, Börsenmakler, der Vater des Autors

*1920 heiratet er Irma Rapp aus Groß-Umstadt, der Ehe entstammen zwei Kinder: die 1921 geborene Tochter Ruth Sara und der 1925 geborene Sohn Siegfried Leopold. Zu Beginn des Jahres 1921 wird er Teilhaber der Firma Wilhelm Krämer & Co, Lederwarenfabrik; als diese in wirtschaftliche Schwierigkeiten gerät, eröffnet er 1929 als zusätzliche Einnahmequelle ein Ladengeschäft, trennt sich bald darauf von seinem Teilhaber und führt die Firma Krämer & Co. ohne ihn weiter. Große wirtschaftliche Probleme zwingen ihn 1932 zu einem Neuanfang, doch 1937 muss er „aus politischen Gründen“ die Beziehungen zu seinen neuen Geschäftspartnern abbrechen und sein Haus verkaufen. Am 1. September 1938 verlässt er Deutschland und siedelt nach New York über, wo er im Jahre 1944 verstirbt.*

*Noch in Frankfurt schreibt er seine Lebenserinnerungen mit der Widmung „In treuem Gedenken meiner unver-*



*geßlichen Eltern. Worte der Besinnlichkeit meinen Nachkommen! Frankfurt a. M., 17. Juli 1937“.*

*Wir danken Ruth Awner, geb. Herzfeld, und Siegfried Herzfeld für die Genehmigung zum Abdruck von Auszügen aus diesem unveröffentlichten Manuskript.*

### Schabbat – entrückte Stimmung, die alle Miseren vergessen ließ

Bevor ich nun auf die Einzelheiten meiner Jugend übergehe, will ich in kurzen allgemeinen Worten mein Elternhaus schildern, wie es mir lebhaft in Erinnerung steht. ... Der Kreislauf des Jahres stand in meinem Elternhaus im Zeichen der jüdischen Feste und Schabbate. Sie waren der große Regulator, der den Lebensrhythmus bestimmte. ... Schon als Kind fühlte ich die

Grundmauern, auf denen das Elternhaus ruhte. Es waren Frömmigkeit, Sittenreinheit, Gerechtigkeit, Enthaltbarkeit, Sparsamkeit und nicht zuletzt Vaterlandsliebe, aber auch grenzenlose Elternliebe, der andererseits Kindestreue entsproß.

Freitagabend wurde der Anzug gewechselt, und wir Kinder gingen mit dem Vater in die „Schule“. Oft in die kleine Synagoge auf der Königswarterstraße, die zum Krankenhaus gehörte, meist aber auf den Börneplatz. Schon der Weg durch die Breite Gasse, die noch das Mittelalter an der Stirn trägt, versetzte uns in eine entrückte Stimmung. Im Gegensatz zu den anderen Verwandten, die aus der Gemeinde ausgetreten waren, der Religionsgesellschaft angehörten, war der Vater der eifrigste Verfechter des orthodoxen Flügels der großen Gemeinde. Er war einer der Palladine von Rabbiner Horowitz sel., und bis zu seinem Tode Synagogenvorsteher. Allen Gemeindemitgliedern ist noch heute der vornehme, würdevoll aufrechte, aber auch energische Mann in warmer Erinnerung.

Schon am Freitagabend lag ein feierlicher Glanz über dem Riesenraum der Synagoge. Ein Gottesdienst in diesen Hallen fügte der Gemüts-erbauung noch den Wert eines künstlichen Genusses hinzu. Wir Kinder tranken Kidduschwein, um dann vom Vater gebenscht [gesegnet] zu werden. Es war das ein Augenblick höchster Feierlichkeit, und immer war es mir, als hörte ich das leise Rauschen des Jordans. Kiddusch und Hawdolah<sup>1</sup> sind die Marksteine, die am Anfang und Ende des Schabbat standen. Dazu kam der Glanz der Lichter, die die Mutter inzwischen angezündet hatte, und die der Feier zu Hause das glanzvolle Gepräge gaben. Das Essen Freitagabend bestand aus Suppe, Fisch mit Mayonnaise, Braten oder Geflügel und Süßspeise. Altes Familiensilber zierte den schneeweißen Tisch, und es war eine Stimmung, die alle Misere des Daseins vergessen ließ.



Postkarte um 1900

Samstag früh verrichtete der Vater vor dem Morgenkaffee das Gebet, und nie werde ich das Bild des stillen Beters, der sein Auge vor der Welt verschließt und sein Innerstes mit Gott Zwiesprache halten läßt, vergessen. Den Samstagmorgengottesdienst besuchte auch die Mutter. Noch der Nachhauseweg war eine Zeremonie. In Begleitung gleichgesinnter Freunde wurden alle Ereignisse der Woche diskutiert. Das Frühstück war an diesem Tage obligatorisch, und mit dem letzten Bissen im Munde stürmten wir Kinder in den Zoo, von wo uns die Eltern nach Absolvierung der Besuche abholten. Nach dem Mittagessen kam der Schlaf, die Ehrfurcht vor den Eltern gebot uns Kindern auf den Fußspitzen zu gehen, und kein Laut kam im Hause auf. Dann ging der Vater zum Lernvortrag und Minche, und anschließend, nicht ohne vorher schnell die Rätsel im Generalanzeiger geraten zu haben, ging es in großer Gesellschaft ins Freie, meist zu Neder auf dem oberen Röderberg, um das mitgenommene Nachtessen zu verzehren. Schabbesabend war großer Familiencircle auf der Hanauer Landstraße, auch davon später mehr. Erst wollen wir weiter im Bilderbuch der Feste blättern.

<sup>1</sup> Herzfeld folgt bei hebräischen Bezeichnungen der damaligen aschkenasischen Ausdrucks- und Schreibweise.

### Bilderbuch der Feste

Das jüdische Jahr beginnt mit Pesach. Der Seder war so recht das Fest des Hauses. Das Gebot „Du sollst es Deinen Kindern sagen“ stand im Mittelpunkt des Abends. Gemeint war damit, daß die alten Gebräuche und Nigens sich fortpflanzen sollten von Geschlecht zu Geschlecht. So wird ja auch die wechselseitige Ergänzung der Generationen erreicht. Keine Feier hat sich auf das kindliche Gemüt so tief eingepreßt wie diese Abende. Die Überführung der verfeinerten Genußmittel zu österlichem Gebrauch war noch fremd, und des Strebens höchster Preis war für uns Kinder das honiggelbe Klundschen.

Nachdem wir uns durchgeomert hatten, winkte als Preis der Schewuaus-[Wochenfest]Käsekuchen. Denn auch im Bereich des Irdischen soll der Jude seine Lebensfreude zum Ausdruck bringen, so erklärte man uns den Sinn des Festes. Die Frühlingsboten schmückten alle Teile der Wohnung, die Synagoge verwandelte sich in ein Treibhaus, in dem sich der Chason Ogutsch<sup>2</sup> an diesen Tagen besonders anstrenge seinen Silbertenor, klangvoll wie das Liebeslied der Nachtigall auf einer Zypresse, zur Geltung zu bringen. Selbst der Ärmste – es gab wenige, die sich als arm fühlten, denn die Wohltätigkeit kannte keine Grenzen und war froh einen Schützling zu finden – setzte seinen Stolz darein, wenigstens mit einem neuen Kleidungsstück zu Ehren des Tages zu erscheinen.

Die Jomim Nauroim [Hohen Feiertage] waren von einer tiefschwarzen Wolke des Ernstes umhüllt. Lange Tage voraus standen schon im Bann dieser höchsten Feiertage. Die Festeskleider wurden gerichtet, die Mutter sel. ging ganz in weiß. Gratulationen wurden mit auswärtigen Verwandten ausgetauscht. Vor Tagesanbruch wurde Cafe getrunken, Vater blieb auf und ging schon um sechs Uhr zur Synagoge. Der Jomkipur [Versöhnungstag] atmete den ganzen Tag Weihe. Schon das Kind erfaßt den Ernst

dieses gewaltigen Tages, lernt im Bilderbuch der jüdischen Seele lesen, übernimmt damit die frohgemute und zugleich innige Naivität der Welt- und sozialen Menschenauffassung, die geradlinig einfach die grundlegenden Gefühle menschlicher Gesittung vermittelt.

Eine Auflockerung dieser seelischen Stimmung brachten die Sukkohtage [Laubhüttenfest]. Der schönste Schmuck der Laubhütte waren die primitiven Arbeiten, die wir Kinder fertigten, Girlanden aus Glanzpapier, vergoldete Nüsse und Hagebuttenketten. Dabei erinnere ich mich noch der Sukko [Laubhütte], die wir gemeinsam mit Rothschilds aus unserem Hause hatten und die einem kleinen orientalischen Salon glich. Dieser Prunk ging gegen das Empfinden Vaters, der uns immer wieder erklärte, daß das jüdische Haus kein für die Ewigkeit gebauter Palast sein dürfe, sondern eine leichte Hütte, in der wir unter dem Schutze Gottes genau so sicher seien, wie in einem festen Hause. Nie besser als heute begreifen wir diese prophetischen Worte.

Im Kerzengeflimmer der Öllampen wurde inbrünstig Moaus Zur gesungen. Purim konnten wir nicht erwarten, maskiert vor die Eltern zu treten.

Ob wir es verstanden oder nicht, um was es geht, wir waren erregt und dachten, daß Vater und Mutter all das Festliche für uns gemacht hätten, bis wir später begreifen lernten, daß es auch ihnen Erlebnis war. Es war ein täglich gelebtes Judentum, aus dem heute nur gar zu oft ein Feiertagsjudentum geworden ist. Eine Pflanze in diesem Steingeröll gedeiht aber überall, wo jüdisches Empfinden zu Hause ist: die nie verblühende Blume der Pietät.

### Alltag im Bergweg 10

Die Tage verliefen in seltenem Gleichmaß. Montag und Donnerstag ging Vater morgens zur Synagoge. Pünkt-

<sup>2</sup> Fabian Ogutsch, eigentlich Juda Feibisch, geb. 1845 bei Wilna, gest. 1922 in Frankfurt a. M., war 1883–1921 Kantor in der Synagoge am Börneplatz und hat die künstlerische Entwicklung der Frankfurter Synagogengesänge wesentlich beeinflusst.

lich um sieben Uhr dreißig wurde der Cafe genommen. Man aß zwei trockene Brötchen, vom Bäcker Stern, Sandweg, früh eingeworfen; Butter und sonstige Zutaten waren verpönt. Die Mutter hielt den Haushalt in musterhafter Ordnung, alles stand wie ein Stakenzaun. Der erste Gang Vaters war jeden Morgen zur Großmutter, die damals mit dem ledigen Bruder meines Vaters wenige Häuser weiter wohnte. Anschließend erledigte er seine Geschäfte, d. h. er besuchte die verschiedenen Banken. Pünktlich um 11 Uhr begann das Mittagessen, denn um 12 mußte Vater auf der Börse sein, die um 3 Uhr zu Ende war. Mittlerweile war sie in einen Prachtbau Mitte der Stadt gerückt. Um 3 Uhr, wie gesagt, kam Vater nach Hause, ohrte Minche [betete das Mittagsgebet], schon war der Kaffeetisch gedeckt. Er nahm hastig den Kaffee ein, erzählte schnell der Mutter, was er verdient hatte, und eilte wieder zur Börse, die nochmals von halb fünf bis halb sieben abgehalten wurde. Wie oft wartete ich in meinem Leben auf diese Stunde klopfenden Herzens, wenn ich den Vater abholte. Er wußte es zu danken, denn immer nahmen wir den Weg erst auf die Katharinenpforte, um bei Giorgio für Mutter ein Tüfelchen und für uns Kinder ein schwarzes Tütchen Chocoladenplätzchen mitzunehmen. Der Tag verlief wie das Uhrwerk, und selbst im Essen drückte sich die Regelmäßigkeit aus. Montag: Wurst und Kartoffelsalat; Dienstag: Aufschnitt; Mittwoch: Milchding; Donnerstag: siehe Montag; aber Freitag abend, da gings hoch her. Immer hatten wir Kostgänger, die Papa noch nebenher unterstützte; sein Wort war immer: „Besser ein großes Herz als ein großes Haus.“

Allwöchentlich fand ein Spielabend statt, dem die Freunde Vaters beiwohnten. Es waren dies Moritz Strauss, Bernhard Igersheimer, Bernhard Schwarzschild, der später nach Hamburg übersiedelte. Große Freundschaft bestand mit Bernhard Müller in Northeim, halb geschäftlich, jedenfalls war er öfters bei uns zu Gast.

Auch einem Schachverein gehörte Papa an, und manchen schönen Preis brachte er, für sein überlegenes Spiel, mit nach Hause.

Nun noch ein Wort zur Wohnung. Es waren fünf auf einen dunklen Vorplatz mündende Zimmer. Nach der Straßenseite das Wohnzimmer, das auf seiner Außentür ein Porzellanschild „Büro“ trug, dann Salon, Speisezimmer, anschließend Schlafzimmer der Eltern und Kinder. Ein großer Balkon am Schlafzimmer bot einen reizenden Blick in einen gut gepflegten Garten, in dem Sträucher, Obstbäume, Blumenbeete üppig vegetierten. Auch ein Vorgarten, ein beliebter Spielplatz, mit weißem Kies belegt, war eine Zierde des sonst alten Hauses. Die Wohnung war in dem plumpen, unzweckmäßigen Stil der 80er Jahre eingerichtet.

Sehen wir uns mal den Salon an. Jede bessere Familie hatte einen „Salon“, obwohl wahre Kunst selten anzutreffen war, und wenn, dann aus Zufall. Diese Familien mit dem Salon besuchten sich Samstagmorgen zwischen 12 und 1, dazu eben war der Salon nötig. In unserem Salon waren die Möbel glänzend schwarz. Ich fragte einmal den Vater, ob das das gleiche Holz sei, aus dem man Leichenwagen baue. Er sagte kurz nein, erklärte mir vielmehr, und zwar mit einem gewissen Stolz, daß unsere Möbel aus echtem Ebenholz seien, und wenn man mit dem Messer hineinschneide, seien sie immer noch schwarz. Meine Mutter sagte: „Unterstehe Dich, in die Möbel hineinzuschneiden“. So ist es bis heute noch nicht geklärt, ob es echtes Ebenholz war. Vielleicht weiß es der Trödler, der sie später für ein Trinkgeld schluckte.

Sechs Tage lang lag der Salon im Dornröschenschlaf, nur das Glasgeklingel des französischen Lüsters schimmerte durch die Ritzen der Plüschportieren. Die vier Plüschfauteuils und ein Plüschsofa, Meisterwerke des

Polsterers Polian (Modell Salon Madame Stael) standen wie dicke, kurzbeinige Damen und trugen Schmuckwerk an den Beinen wie die Hosenfransen besagter Damen. In der Mitte dieses Museums stand in gleicher Aufmachung ein Tischchen, darauf eine Visitenkartenschale, eine Nixe darstellend, die mit dem Schwanz auf der Schnauze eines Delphins balancierte und mit beiden Händen eine rauschende Meereswoge emporhielt. Wir hatten zwei Mädchen, aber im „Salon“ durften sie nicht abstauben, sie könnten evtl. die zwei Öldrucke beschädigen, die den Genfer See darstellten, und die Schweiz hätte dann Protest eingelegt. Also die Mutter schlug eigenhändig die Plüschportieren zurück und befestigte sie an vier messingnen Ketten, die wiederum von vier Löwenköpfen getragen wurden. Auch ein lebensmüdes Klavier versperrte den Platz, auf welchem in echt italienischem Gips Beethoven, ein Geschenk von Onkel Hermann, thronte. Niemand kam natürlich je auf den Gedanken, dieses Heiligum außer der Zeit zu betreten.

Werfen wir einen Blick ins „Wohnzimmer“. Dieses Zimmer ließ jede einheitliche Linie vermissen. Papa hatte nur Interesse für die Uhr, die er so ziemlich jeden Tag nach der Sternwarte regulierte. Rechts von der Tür stand ein altmodisches Schränkchen, jedenfalls ein Erbstück aus Brückenu. Darauf stand ein Krug Nordhäuser, um jeden Morgen die Bankboten zu laben. An der langen Wand stand das Sofa, ein unmögliches Sofa, hölzerne Schnecken rollten sich auf der Mitte der Lehnen zusammen. Am Fenster stand der Nachttisch, in der Mitte des Zimmers ein Koloss von einem Tisch, und geradezu als Hauptmann dieser Bürgergarde ein Schreibtisch. Er hatte Bogen und Türmchen und erinnerte an einen Fuchsbau. Zwei Schränkchen, die er rechts und links leicht trug, ungefähr wie ein Boxer zwei Hanteln hält, dienten als religiöse Rumpelkammer. Alle Ritualien hatten hier ihren Landungsplatz und vertrugen sich ausgezeichnet mit unförmigen

Operngläsern und alten Bonbonschachteln. Die Schublade selbst nahm es mit jeder Schatzkammer auf. Geschäftsbücher und Belege, Markenalben, Formulare, Briefbogen und alte Luachs [jüd. Kalender] trieben sich da herum; ganz im Hintergrund die Siegelackstangen wie gefährliche Reptilien.

Das Speisezimmer war ein getäfelter, langer, düsterer Raum, der zuviel Kohlen verschlang. An der Längswand herrschte das Renaissancebüffet, mit schloßartiger Behausung. Das war der Aufenthaltsort des Silbers, Porzellans, aber auch der Keksdose, so daß es erforderlich war, daß ich mir von einem geschickten Mitschüler einen Nachschlüssel machen lassen mußte. Aber auch die Schokoladenwürfel von Schepler, die auf ihrer Frontseite einen Stern trugen und ein begehrtes Produkt zum Kochen waren, hatten es mir angetan, denn zur Not konnte man sie auch roh verspeisen, ich weiß es sogar mit ziemlicher Sicherheit.

Mittags nahm mich Mutter oft mit zur Stadt. Gewöhnlich nahmen wir die Straßenbahn, die mit Pferden betrieben wurde, und Ecke Bergweg und Sandweg eine Haltestelle hatte. Hier war auch Pferdewechsel- und Tarifstelle. Bis zur Hauptwache kostete es zehn Pfennige. Für dieses Verkehrsmittel hatte ich ein Hauptinteresse, und hat mich jemand nach meinem späteren Beruf gefragt, deutlich kam die Antwort: Trambahnkutscher. Mit vier Jahren stand ich schon als guter Freund bei dem Burschen, der die Pferde ein- und spannte und der mir genaue Eigenarten jedes Gauls erklärte. Es war eine belgische Gesellschaft, die später von der Stadt übernommen wurde, und dann mit Elektrizität betrieben wurde. Den ersten elektrischen Wagen habe ich als Weltwunder an der Friedberger Anlage 1897 auf dem Schulweg vorbeirollen sehen. Die alten Straßenbahnen waren lackierte Kästen, im Winter mit rotem Plüsch ausgeschlagen, im Sommer jedoch gab es meist offene Wagen. Also mit rechteckiger, gefloch-

tener Einkaufstasche gings auf den Weg, mit der wir dann vollgepfropft nach Hause kamen.

Sonntagsmorgens gingen wir gewöhnlich auf die Myliusstraße [im Westend], damals mit die exklusivste Straße der Stadt. Vor den Häusern hielten Einspänner, Kutscher mit Livréen und gelben Gamaschen, in den Vorgärten machte sich gewöhnlich ein Diener mit blauweiß gestreifter Jacke zu schaffen. Inmitten dieser Pracht wohnten Onkel Isaac Oppenheimer, Bruder der Großmutter, und seine Frau Sofie; im I. Stock ihre Tochter, die mit Bankier Merzbach verheiratet war. Für mich war das alles der Inbegriff der Eleganz und mein Herz pochte wie das einer Lady, die bei Hof eingeführt wird. Ein undefiniertes Parfüm schlug uns auf der Treppe entgegen, und Minna in Haube und schwarzem Seidenkleid öffnete die mit arabischen Figuren verzierte Glastüre. Für mich waren der Kanarienvogel, die Bilder, die beiden Hunde auf dem Büffet und die Muscheln auf dem Nähkastendeckel, vielleicht auch das vorgesetzte Gebäck von Interesse. Gewöhnlich machte ich mich schnell dünne, um mit den drei Merzbach Buben, die wenige Jahre älter als ich waren, zu spielen. Onkel Isaac betrieb ein bekanntes Manufakturwarengeschäft im Großen und war in besten Verhältnissen. Onkel Hermann Herzfeld lernte dort, überwarf sich aber schnell, wie es seine Art war. Tante Sofie war eine sehr aristokratische Dame, gewöhnlich das Intelligenzblatt vor der Nase, alle anderen waren für sie eine Art bessere Domestiken. Die drei Merzbach-Söhne hießen Georg, jetzt Bankier in London, Fritz und Paul. Paul war Ballonfahrer und lebt jetzt in Argentinien. Schon damals unterhielten wir uns vorzugsweise von der Ballonfahrerin Paulus, die im Sommer fast alle 14 Tage im Zoo aufstieg. Er tadelte ihre mangelhafte Technik.

Kurz, bei diesen Besuchen umging mich schon die Traumluft, die das feine Gift lebensdurstiger Ahnun-

gen in das kindliche Gemüt senkte. Heute weiß ich, daß alle Einflüsse der Kindheit Bedeutung haben, sie ziehen ihre leichten und sicheren Linien, die später nachgegraben und vertieft werden. Mit den gleichen Eindrücken schied ich aus dem Hause von Vaters Vetter, Lehmann Herzfeld, auf der Bockenheimer Landstraße. Sie hatten eine bildschöne Tochter, Irma, die damals schon voll von Wuchs mit reichen, festen Formen war. (Jetzt Frau Schweitzer, mit der uns ein Band der Freundschaft umschließt.) Ich könnte von der Wohnung, die von den mir bekannten bürgerlichen abweichend war, eine glühende Schilderung geben. Jedenfalls haben mir dort die vielen Kunstgegenstände den Atem geraubt. Noch erinnere ich mich eines Franzosen mit seinen traumhaften Tönen. Später habe ich das Wort geprägt: Die Kirchenmäuse wohnen schöner, die Feldmäuse essen besser, um einen Vergleich zwischen dem feudalen Westend und dem bürgerlichen Ostend zu ziehen. ...

### **Der Hauskauf macht Schule – Umzug in den Röderbergweg**

... Schon lange hatten die Eltern es sich vorgenommen sich anzukaufen, jetzt wurde es Wahrheit. Sie kauften das Grundstück Röderbergweg 11, und April 1898 verließen wir die uns allen so lieb gewordene Wohnung Bergweg 10. Der sich allseits ausbreitende größere Hang zum Komfort war mitbestimmend zu diesem Entschluß. Beispielsweise mußten wir als Kinder in die benachbarte Wohnung von Katzenstein, nur um ein Bad zu nehmen.

Traurig entließ mich mein Freundeskreis – die „Bergweger Bube“ –, mit denen ich mich wegen eines Klickers so oft gerauft hatte, die aber wie ein Mann standen, galt es den Nachbarfeind – die „Atzemers“ – zu bekämpfen. Wir verabschiedeten uns im Haus von Resch,

Rosenthals und Assessor Mappes, gerührt von den lieben Freunden zur Rechten, Müllers, Rothschild, Blüenthal und Frau Ehrmann, zur Linken von Familie Heinemann, die ihren einzigen Sohn, meinen Freund Alfred, im Krieg verloren haben, gegenüber winkten uns Guttman und Adlers zu, auch Herr und Frau Ginsberg, der spätere Schames, aber auch Holzer, die Künstlerfamilie Einzig, nur Mousons nahmen keine Notiz. Sie gehörten zu den ersten Aristokraten Frankfurts. Bei Holzers, deren Kinderzahl allmählich auf acht anwuchs, verkehrte ich besonders oft. ...

Abend für Abend trug ich mit Gretchen und Regine Körbe voller Kleinigkeiten in die neue Wohnung, bis Ende März die Kisten von Deliehausen kamen, und eines Morgens unser Hab und Gut wie von Heinzelmannchen umgesetzt wurde. Pesach waren wir in der neuen Wohnung, die mich bis zum heutigen Tag beheimatete, und unter deren Dach ich Leid und Freude erlebte. Die Einzugeschenke häuften sich stapelweise, aber da es meist jontofdicke Torten waren, sorgten Ernst und ich für Platz.

Unsere neuen Mitbewohner waren Schiff, Rotschild und Seligmann. Herr Schiff war nicht klar, die Söhne, die glänzende Positionen einnahmen, sorgten für den fürstlich geführten Haushalt. Frau Rotschild lebte zusammen mit ihrem Sohn Hugo, der nur mit Kavallerieoffizieren verkehrte, die den Verkehr in Anbetracht der großzügigen Aufwendungen ihres „Freundes“ hinnahmen. Jedes Jahr richtete er die Wohnung neu ein und zog zu diesem Zweck erstklassige Künstler hinzu. Auch seine sonstigen Ideen wichen um ein kleines von denen seiner Mitmenschen ab.

Mit Seligmanns herrschte von dem Augenblick des Einzugs ab eine dicke Freundschaft. Als ich das erste Mal die Frau sah, mußte ich annehmen, daß sie sich gerade von einer Überschwemmung gerettet habe, ein paar

Lappen eilig übergeworfen und die nassen Haarbüschel noch nicht geordnet. Sie wich nicht von der Seite ihres Mannes, immer ihren Kopf auf seinen Schultern, die ja das Ruhekitzen liebender Frauen sind. ... Als Nachbarn nach hinten wohnte eine Familie Kuhn, die das villenartige Haus allein einnahmen. Der Garten war parkartig gepflegt. Wir standen auf Grußfuß, bis ich später mit dem Sohn verkehrte. Sie hatten einen Jagdhund, der Greff hieß und andächtig auf unsere Abfälle, die wir ihm vom Balkon aus zuwarfen, wartete. Das Nebenhaus von hinten hatte Schweizer Charakter. Das urwüchsige Baummeer des Zoos schloß den Blick ab. Nach vorne konnten wir die Gleisanlage des alten Ostbahnhofs, wie von einer Kommandobrücke aus, übersehen. Die Drehscheibe quietschte, und schon wußten wir Kinder, welche Maschine, sogar ihre Nummer, sich um ihre Achse drehte. Zwischen dem Bahnhof und unserem Haus stand auf einer Böschung ein kleines graues Häuschen, das von Bahnbeamten bewohnt wurde. Sommers wurde es von einem mächtigen Kastanienbaum mit unzähligen Blüten, die wie Ballettröckchen schaukelten, völlig zugedeckt.

Der Hauskauf machte Schule, Onkel Bernhard kaufte das wunderbare Haus am Tiergarten 38, wenige Häuser weiter in No. 44 siedelten sich Katzensteins an. Aber auch Onkel Hermann Herzfeld wollte nicht zurückstehen, und das Objekt Röderbergweg 43 wurde sein Eigentum. Schließlich war es Zeit, denn er hatte sich inzwischen mit dem halben Hermesweg und Palmstraße überworfen. Jetzt erst begann die reine Tyrannei. Er schikanierte seine Mieter aufs Blut, stand stets mit gezücktem Schwert hinter der Haustüre, im Sommer mit dem Gartenschlauch, nur einen guten Freund hatte er, und das war der Schutzmann an der Ecke, um den jeder anständige Bürger einen großen Bogen machte. Seine Tochter Minna, meine Cousine, kam um diese Zeit auf die Welt. In unserem Hause herrschte stets Leben, da gabs Einladungen und Besuche, das



Mittwoch-Mittag-Kränzchen erfüllte die Wohnung mit den Lauten einer Vogelvolière. ...

Ich möchte noch einen Samstag Morgen im Zoo schildern. Ich kann mir nur schwer vorstellen, daß das Leben etwa in Tel-Aviv solch jüdisches Gepräge hat, oder vielmehr was uns damit nachgesagt wird, wie es sich in beiden Stuhlreihen auf dem Hauptweg, die noch dazu in drei Schichten gestaffelt wurden, abgespielt hat. Die Herren alle im Zylinder, die Damen mit Schmuck überladen, den sie, unbewußt vielleicht, aufreizend trugen. ...

Januar 1900 begann ich meine Barmizwah-Vorbereitungen bei Kantor Levi auf der Obermainanlage. Levi war ein prachtvoller Mensch. Als Kandidat aus Bremen gekommen, war er gelegentlich seines Probemstags bei uns auf dem Bergweg zu Gast. ...

### Schulzeit und Bar-Mizwah – Nur glückliche Tage

Ostern 1900 nahm ich nun den Anlauf zu den höheren Klassen im Philanthropin. Untertertia war für uns Jungens ein Begriff, wie der Oberst in den Augen des gemeinen Soldaten. Würdige, ältere Herren schritten selbstbewußt ins Klassenzimmer, nicht ahnend wie wir Jungens ihren Stolz noch zu Schanden reiten würden. Nur einem der ihrigen schlug unser aller Herz entgegen, das war der neu aus Landsberg a. d. Warthe gekommene Direktor Dr. Adler. Ich kann mir auch keinen besseren Pädagogen vorstellen. Er unterrichtete bei uns zwar nur jüdische Geschichte, aber dieser Unterricht war so frisch, so lebhaft, wie er selbst. Ein Strahlenbündel schoß aus seinen Augen ins Gesicht der Schüler. Er verstand die große jüdische Vergangenheit in unser Zeitalter zu projizieren und so plastisch vorzutragen, daß wir noch in den Träumen Esther sahen, als hätten wir sie noch kurz vorher gesprochen.

Weniger begeistert waren wir von dem neuen Klassenlehrer Dr. Dobriner, der noch dazu Mathematik unterrichtete. Asthmatisch wie ein Dezimalbruch, glich sein Äußeres einer Ellipse, auf der eine Kugel ruhte. ... Mein Hauptinteresse in dieser Zeit (...) lag auf dem Barmizwahunterricht. Die Sidra mußte ich mit Karl Simon teilen, er bekam als Beigabe die Haftora, ich den Weja-a-saur.<sup>3</sup>



Abraham Goldfinger, ein typischer Frankfurter Bar Mizwa-Junge

Der ersehnte Tag kam heran und im Beisein der ganzen Familie fand die Prozedur statt. Für mich war es eine Entspannung, als ich meine Perches hinter mir hatte. Vorher wurde ich bei Bensheim und Herrmann ausgestattet, nur der übliche Hartmann war von Schwerin

<sup>3</sup> D. h.: Den Wochenabschnitt mussten sie sich teilen. Der eine hatte zusätzlich die (abschließende) Prophetenlesung, der andere den hebr. Hymnus we'essoju vorzutragen, der im deutschen Ritus am Neujahrstag und am Versöhnungstag gebetet wird.

auf der Fahrgasse, der jüdische Hoflieferant. Mama bekam eine hochelegante Robe von Odenheimer, mein jüngerer Bruder Ernst durchschleuste die Bekleidungskammern, nur Papa in seiner Bescheidenheit trug den gewohnten Schabbosgehrock. Schon beim Gabelfrühstück setzte der Besuchsstrom ein, der ohne Abreisen fast vier Stunden flutete. Honoratioren und einfache Menschen zogen an uns vorbei, einen sichtbaren Beweis abgebend für die übergroße Beliebtheit der Eltern. Zwei große gedeckte Tische faßten kaum die Berge von Geschenken. Da waren zum Teil erlesene Gaben von den Onkeln, von den Vettern Papas, den Bauernschwägern wie Eduard Feist, Isi Benjamin, von Marius Bender, von allen Zweigen Löwenthals, aus Schlüchtern, von den Geschäftsfreunden, von dem Heer anderer Freunde.

Das Festmahl am folgenden Sonntag war der Abschluß dieser Feier. In zwei Zimmern war durchgedeckt. Ich hatte an diesem Tage die Überzeugung, daß jetzt eine Wendung, ein Durchbruch ins große Leben seinen Anfang nimmt. Papa hielt die Begrüßungsansprache, ich stammelte ein paar Worte, und die eigentliche Festrede fiel Moritz Strauss, als geübter Redner bekannt, zu. Er schloß: „Nur glückliche Tage soll unser 1. Bar-mizwah in seinen ferneren Tagen sehen“. Es ist kaum ein Glück zu nennen, wenn man nicht weiß, daß man glücklich ist. Damals wußte ich es; wie es das Glück weiter mit mir hielt, sollen die nächsten Aufzeichnungen bekunden.

### Als großer Junge und angehender Kaufmann

Jetzt als großer Junge durfte ich abends schon mit in die nahe Gartenwirtschaft von Grossmann, dessen mit alten Bäumen bestandener Garten kühlenden Schatten im Sommer bot. Samstagabend war obligatorischer Familiencircle auf der Hanauer Landstraße bei Onkel

Julius, an dem sämtliche Familienangehörige ohne triftige Entschuldigung nicht ausbleiben durften. So herzlich die Einladung, so mager die Aufwartung. Die Damen waren im Spicise-, die Herren im Wohnzimmer, in jedem Zimmer Familie. Im Wohnzimmer standen Äpfel und Nüsse, aber Tante Therese überzeugte sich von Zeit zu Zeit im Interesse der öffentlichen Gesundheit, ob der Obstkorb auch noch für die nächste Zusammenkunft reicht. Die Damen spielten – Damen spielen immer – oder diskutierten auf dem kissenüberladenen Sofa, – zwei davon bildeten immer einen Tunnel – die sie bewegenden Dinge, als da waren: Dienstboten, Verlobungen, Schneiderinnen. Auch der von Tante Berta pünktlich wie der Nord-Express eingelaufene Brief, der sich auch nah an erwähnte Dinge anlehnte, wurde mit Begeisterung behandelt. Die Onkels wackelten unruhig im Zimmer umher, wie die Eisbären im Zoo, bis Onkel Julius den Auftakt zu einer Partie Glock-und-Hammer gab. Oft gelang es ihm in diesem geistesanregenden Glücksspiel die Unterhaltungskosten des Abends zu erwürfeln, gelang es ihm jedoch nicht oder erhöhte sich gar noch sein Defizit, verschwand er mit schlechtem Gewissen lautlos, als verlasse er ein Restaurant, ohne die Rechnung bezahlt zu haben (das Trinkgeld hat er gewöhnlich übersehen). ...

Im Familienrat, in dem Onkel Bernhard das große Wort führte, wurde beschlossen, daß ich Kaufmann werden soll, was mir bis heute zwar noch nicht gelungen ist. Umsomehr entschlossen sich die Eltern zu diesem Beruf, da sich eine vermeintlich gute Lehre bot. Carl Nathan Mayer, der Inhaber der Lederhandlung L. A. Mayer, war zusammen mit Papa bei Jacques Snatich gewesen. In der Loge offerierte er Papa diese Lehrstelle, und freudig wurde eingeschlagen, da auch die äußeren Bedingungen glänzend schienen. Dreißig Mark monatlich im ersten Jahr und vierzig Mark im zweiten Jahr waren kein alltägliches Angebot. Ich habe mir gleich eine panzerfeste Kasse gekauft, denn ich wollte nicht durch Die-

beshand den Erlös meiner Arbeit einbüßen. Ein großer Teil dieses fürstlichen Honorars ging darauf, da ich gezwungen wurde, über Mittag in Offenbach zu bleiben und dort zu essen. Das Lokalbahnabonnement erforderte auch M. 3.20. Den Kassendeckel ließ ich fürs erste aufstehen. ...

### Militärdienst – ein Jahr wie eine gut gespielte Revue

... (Ich) gehörte dem Jahrgang an, der durch öffentliche Plakate aufgefordert wurde, in sauberem Körperzustand vor einer Musterungskommission zu erscheinen. Das war ein Gedanke. Ich lenkte also eines schönen Morgens meine Schritte statt ins Geschäft vor besagte Kommission. Der Arzt durchschaute meine Wünsche und hielt mich mit zehn anderen von 110, die erschienen waren, zum Militärdienst tauglich. Das war mal ein Erfolg, wenigstens sah ich damals die Tauglichkeit als solchen an. Die Eltern wollten es mir nicht glauben, bis sie sich durch eine schriftliche Bestätigung vom Bezirkskommando davon überzeugen konnten. Ich meldete mich zum 1. Kurhessischen Infanterie-Regiment No. 81, das in Frankfurt in Garnison lag und somit die Kosten verringern half. Die Angelegenheit war für mich nur insofern außergewöhnlich, als ich eine Macht über mir spürte, die allein aufgrund des Geburtstages und Anfangsbuchstabens mit mir zu verfahren gedachte. Die Vorbereitungen erfolgten in Gestalt eines Regimentschneiders, der in Feldwebeluniform zur Wohnung kam. Er versprach mir, mich kraft seiner Beziehungen in der 3. Kompagnie unterbringen zu wollen, die als beste galt.

Als wir am 1. Oktober 1907 in der Kaserne verlesen und wie eine Ware flüchtig überschlagen wurden, war ich zur genannten Kompagnie eingeteilt. Jeder Vorstadtschneider benötigt mehr Zeit zu einer Anprobe

als auf der Bekleidungskammer 60 Rekruten – so hieß jetzt mein neuer Titel – von Kopf bis zu Fuß eingekleidet waren. Mein Korporalschaftsführer war der bewährte Unteroffizier Spitz. Er war mein großer Beschützer. Bald trieb ich eine Herde militärischer Ausdrücke vor mir her, die mit der Uniform zugelaufen kamen. Mein Kamerad Lissa – der andere jüdische Einjährige – ließ ein Tier dieser Herde gegen einen Unteroffizier anrennen; da er noch nicht vereidigt war, ging der Anstoß unblutig aus. Vorerst mußten wir Einjährige in der Kaserne schlafen – nur Lissa hielt dies nicht für erforderlich – da wir nach militärischen Begriffen noch Embryos waren. Die Fibel schrieb als erste Lektion den Gruß vor. Das wurde nun morgens von 6 bis 11 und mittags von 2 bis 5 einstudiert. Der Arm wurde nicht geschwungen, es wollte mir scheinen als sei ein neuer, mit Rädchen am Körper eingesetzt. Das System wurde von Uniformen aus der Ferne bewegt, und die Künstlichkeit schloß jeden Irrtum aus. Nach 14 Tagen erschien der Kompagnieleutnant Locher und wählte die Vaterlandsverteidiger aus, die reif waren, allein auf die Straße geschickt zu werden. Für mich also war die Gefangenschaft zu Ende und stolz bezog ich mein Privatquartier Blücherstraße 5, bei Frau Thoennis. In schwarzem Kleid mit rosarotem Marzipangesichtchen weihte sie mich in die Hausordnung ein. Mittags hatten wir unseren Stammtisch im Café Ruhland. Alle Einjährigen des Regiments beteiligten sich daran und hatten somit Gelegenheit, sich gegenseitig kennenzulernen. Es nahmen daran teil mein Freund Bing, Isi Schames, Alder, Lissa usw.

Nachdem die erste Kompagnieschule in ehrlichem Schweiß überstanden war, ertönte eines Tages ein scharfes Kommando, und auf einem Gaul angesprengt kam im Galopp ein kleiner Herr und stellte sich als Hauptmann vor. Alle Chargen und die ganze Kompagnie stand fest wie eiserne Träger eines Hochhauses. Sein Name war von Hahnstein. Er war jovial und mit einem



Unteroffizier Wilhelm Herzfeld

Gerechtigkeitssinn ausgezeichnet, den Carl Mayer in den kühnsten Träumen nicht ahnte. Für meine Urlaubswünsche hatte er jederzeit volles Verständnis, zog mich auch in private Gespräche, für die ich mir schon im voraus respektvolle Antworten zurechtgelegt hatte.

Meine Urlaubsscheine ließ ich gewöhnlich in Oberursel abstempeln. Ich konnte bei dieser Gelegenheit Onkel Hermann besuchen, der sich inzwischen bemühte dort die Zivilbevölkerung einzukleiden. Bei einem kleinen Gefecht, das er ausnahmsweise mit seinem Hausherrn Dr. Heinrich vom Stapel gebrochen hatte, mußte er wieder den strategischen Rückzug nach Frankfurt antreten.

An dem Offiziersunterricht nahm ich bis Jahresende teil und wurde wie üblich befördert. Die Prüfung nahm der Bataillonskommandeur Major von Obernitz ab;

Oberst von Wartenberg, der Regimentsführer, überwachte diese Prüfung.

Beliebte Nachmittagsausflüge waren zu den Schießständen, eine wohlfeile Volksausgabe ursprünglicher Wälder. Als ich merkte, daß die Trambahn auch zu diesem Ziel eilte – das Schießen hat sie zwar bis heute noch nicht gelernt – sparte ich die Stiefelsohlen für größere Wanderungen. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Als das Thermometer hoch genug gekrochen war, hielten die Vorgesetzten den Augenblick für gekommen, vierzehn Tage Sommerfrische auf dem Griesheimer Exerzierplatz unweit von Darmstadt abzuhalten.

Die Bahn streikte damals, und wir machten den 35 km langen Weg zu Fuß. Der Platz schien wie ein ausgepumptes Riesenreservoir – ein von der Natur geschaffenes Übungsfeld. Niemals war ich auf den Gedanken gekommen, daß solche Wüste auch Einrichtungen für Essen und Trinken hätte. Das kam aber daher, daß uns Soldaten der Zusammenhang mit der Kantine angeboren war. Sogar Hotels gab es, und ich nahm mit den Kameraden im Haus Lünenschloß Quartier. Der Dienst begann gewöhnlich um 5 Uhr, die Sonne wurde geweckt, und stürmend gings auf Richtung Chimbarasso. Ab 8 Uhr gehörte der Tag uns, nur durch kurzen Appell unterbrochen. Wir erfreuten uns des Gramophons des Herrn Lünenschloß, aus dem Militärmärsche wie rauschende Kaskaden ausbrachen. Mittags stießen wir mit langen Lanzen in das grüne Billardtuch, das allmählich die Form einer sturmerprobten Fahne angenommen hatte. Oft auch gings per Tram in das nahe Darmstadt, eine gute Fledermausaufführung ist mir noch im Gedächtnis. Lünenschloß gab uns noch aus seinem großen Vorrat eine Stammutter Filsläuse mit auf die Rückreise.

Das Jahr verlief wie eine gut gespielte Revue, die im letzten Bild nochmals alle Szenen zusammenfaßt. Wir

hatten das Glück, an einem Kaisermanöver teilnehmen zu dürfen. Unser Regiment, geführt vom Prinzen Friedrich Karl von Hessen, operierte südlich von Hagen. Zuerst lag ich vierzehn Tage im Stammquartier bei Stellmachermeister Bause in Niederberge, das den Bahnanschluß versäumt hatte. Mit seinem Dialekt konnten wir uns nicht abfinden. Auf dem weiteren Vormarsch lag ich meist bei Glaubensgenossen – in Plettenberg bei Metzger Ranzenberg, in Finnentrop bei Hartmann, in Arnsberg bei einer Familie Stern. Diese Familie bot alles auf, uns die Anstrengungen vergessen zu lassen. Die beiden Töchter scheuten selbst nicht den Weg ins Biwak, um uns Delikatessen und Wein zu bringen. Am letzten Tag wurden, wie das so üblich, als Symbol die Löffel vergraben. Mit klingendem Spiel gings zur Bahn, die auch jetzt für uns Dienst tat. Zwei Tage später half mir mein treuer Putzer Schäfer das letzte Mal aus der Kommisgarnitur. In Zivil nahmen wir Abschied von den Vorgesetzten.

### Beruf „Reisender“ – Diese Zeiten waren ein Traum

Deutschland stand zu dieser Zeit in wirtschaftlicher Blüte, und es hielt nicht schwer unterzukommen. Ich nahm einen Reiseposten bei der Firma Hermann Moehlenbeck in Mühlheim a.d. Ruhr an. Diese Firma machte in erster Linie Auto- und Wagenleder, war leistungsfähig und gut eingeführt. Durch Zureden gab ich leider diesen Posten auf, um mich an einer Offenbacher Lederwarenfabrik zu beteiligen. Diese Firma war sanierungsbedürftig, und ich schied, nachdem ich dies erkannte, wieder aus. Wohl kam ich mit einem blauen Auge davon, war jedoch seelisch ob dieser Niederlage sehr gedrückt. Nie besser als damals erkannte ich den wunderbaren Charakter Papas, der statt über den Verlust zu jammern, mich wie ein Kind beruhigte und aufrichtete. Er gebrauchte den Vergleich: Wegen eines

kleinen Unglücks geht der Zugbetrieb doch weiter. Wenige Tage später traf ich auf der Kaiserstraße Herrn Grünsfelder, der mir einen in seinem Hause frei gewordenen Reiseposten anbot. Ich nahm gerne an, und kann mit Nachdruck behaupten, daß die Jahre in seinem Hause mit die schönsten meines Lebens waren. Schon das Äußere Herrn Grünsfelders zog mich an. Der hohe Ernst auf seiner Stirne, das Wohlwollen in seinen warmen Augen, die Entschiedenheit seines Mundes, seine freie, ruhige Haltung und einfache Liebenswürdigkeit. Er hatte einen großen Lederwarenbetrieb, dazu noch drei Detailgeschäfte, die er von der Zentrale aus leitete. Mit wahren Eifer stürzte ich mich in die Arbeit, und es gelang mir, die vernachlässigte Tour zu einer ertragsreichen umzugestalten. Herr Grünsfel-



Wilhelm Herzfeld als Reisender, 20er Jahre

der hat dies in großzügigster Weise anerkannt und war mir – und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben – ein zweiter Vater.

In diesem Jahr hat auch Ernst die Qual der Schule beendet und kam zu Gebrüder Herzfeld in die Lehre. Ich zweifle nicht, daß er dort seine kaufmännischen Fähigkeiten auf Tour gebracht hat, verdient hat er jedoch dort nicht die Stiefelsohlen. Dies bewog ihn, nach der Lehre auszuscheiden, zumal er Gelegenheit hatte bei Beer, Sondheimer & Co – damals eine der größten Metallfirmen – unterzukommen. Es war dies auch, wie man heute übersieht, der Ausgangshafen, von dem sein Lebensschiff glückliche Fahrt ins Meer der Wirtschaft nahm. Zu dieser Zeit machte ich eine Übung von acht Wochen bei den 168. in Offenbach. Zu Grünfelder brachte ich auch später meinen Vetter David unter, der mir für all die Gefälligkeiten, die ich ihm brachte, schlecht gedankt hat. Auch meine Cousine Minna Herzfeld bekam dort durch meine Vermittlung einen Posten.

Es würde den Rahmen dieser Aufzeichnungen sprengen, wollte ich all die Erlebnisse, die mir in fünfjähriger Reisetätigkeit begegnet sind, aufzählen. Nur in großen Zügen, aus der Vogelschau wollen wir einen Blick darüber werfen. Nahezu zehn Monate des Jahres war ich unterwegs. Meine Reiseroute führte bis Hamburg, Memel, Galizien, Mitteldeutschland und auch Wien durfte ich kennenlernen. Mehr als an jeder anderen Stadt hänge ich an der österreichischen Kaiserstadt, darum macht mit mir einen kleinen Rundgang durch diese gesegneten Fluren. Das Leben schon im allgemeinen ein Dreivierteltakt, wurde an der Donau in großem Orchester gespielt. In eine Stadt wie Wien geht man hinein wie ins Wasser. Erst wenn man es zerteilt, fühlt man die Köstlichkeit des Augenblicks. Schlendert man über den Ring, immer den Stefansdom vor Augen, promeniert man mehr als in anderen Weltstädten. Leben, Freude, Eleganz, Koketterie füllen die

Straßen, die Wahrzeichen der Stadt stehen in strahlendem Bogen um diese Prachtstraßen. Die Läden, die vortäuschen, daß es in der Welt nur um Mode und Kunstgewerbe geht, sind schöner denn je. Cafés in allen Aufmachungen, von denen der Wiener auch im Elend nicht läßt, ziehen sich bis zur äußersten Stadtgrenze. Soll ich die Pracht der Theater erzählen, die hier ihre eigentliche Heimat haben, von der kühlenden Frische des Praters oder von den Prachtbauten Schönbrunn? Wie oft warf ich von hier einen langen Blick auf das Schloß, Hietzing, die grünen Rasenflächen, Hecken, bunten Beete und den sanft ansteigenden Weg. Von hier oben sah ich die ersten Flüge Bleriots, um noch den Abend oben zu verbringen. Der Mond hing breit in ganzer Größe über den alten Bäumen, die weiten Rasenflächen schienen in die Unendlichkeit zu gehen, die Schneisen verloren sich in der Dunkelheit. Ich stieg auf die Gloriette, unter mir funkelten die Lichter der Vorstadt, und leise Musik drang durch die feuchtschwere Luft. Weiß schimmerte der Bau des Schlosses. Das Lachen von Wien war zwischen mir und neben mir, ich fühlte das Unbeschreibliche dieser Stadt, den Charme, der nicht zuletzt in ihrer Würde liegt, mit der sie sich zu geben weiß. Stundenlang erging ich mich im Prater mit dem unaussprechlichen Hintergrund. Die Frauen gehen dort ein wenig anders als in anderen Städten. Es ist als trügen sie Wien mit sich. Wien ist mir so ans Herz gewachsen, daß ich ein wenig mehr von ihm erzählen mußte.

Ich lernte die Riesenmaschine Berlin kennen, das glanzvolle Budapest, das mit tausend Armen nach der Empfänglichkeit des Fremden greift. Dann die entzückenden Harztäler, die Parklandschaft des Thüringer Waldes, die wilden Schluchten des Riesengebirges mit seinen lieblichen Badeorten. Ich sah über die unendliche, melancholische Fläche der masurischen Seen, die Sandwüste Brandenburgs. Ich studierte das Leben Hamburgs, das zur Hälfte schon englischen Charakter hat,

träumte auf der Alster in stillen Buchten, besichtigte auch einen Hochseedampfer. Ich aß in Pommern Flundern, in Oberschlesien zum Frühstück Ganskeule. Wie gerne weilte ich in Oberschlesien. In Gleiwitz hatte ich Freunde und Freundinnen, in Kattowitz, dieser eleganten Großstadt mit osteuropäischem Einschlag, verkehrte ich bei meinen lieben Freunden Zweig, deren Sohn Arnold gerade seinen ersten Triumph feierte. Dort verbrachte ich einen Jomkipur und überzeugte mich bei Ausgang telefonisch vom Verlauf zu Hause. Ich denke an all die verschlafenen Städtchen, mit ihren Fachwerkhäuschen, mit ihren gotischen Giebeln, mit ihren geräumigen Marktplätzen – in Schlesien Ring genannt – an ihre langgestreckten Rathäuser mit Säulengängen. Oder soll ich von den wunderbaren Stunden in Posen erzählen, wo ich im Friedrichshof feierliche Rauschhaschonoh [Neujahr-]Tage verbrachte, an meine Freundschaft mit Käthe Baruch, die mir um ein Haar durchs Leben gefolgt wäre. Oder von Breslau sprechen mit seinen aufrüttelnden Variete-Abenden im Liebig, oder der Festaufführung von „Jedermann“ in der Jahrhunderthalle, von Reinhard inszeniert? Oder von dem Abstecher nach Sosnowieze in Rußland, wo wir in einen niederen, schwarzgeräucherten Raum eintraten, voll von laut durcheinander lachenden und schreienden Männern, die rauchten, spielten und tranken, und einen Augenblick verstummten, da wir eintraten, und zusammenrückten? Der Wein aus der Krim war tiefrot und feurig und sah in dem spärlich beleuchteten Raum schwarz aus. Er schmeckte herb und heiß und rollte wie Götterblut durch die Adern. Dann ertönte eine schwermütige Melodie, ein russisches Volkslied. Erst leise, dann lauter, immer wieder den Refrain wiederholend. Zweig hat es übersetzt:

*Kein Haus, kein Hof, nur der Schnee und die Heide,  
Der Sturm und ich und der Schmerz, den ich leide,  
Wohin denn? Wohin denn? Die Wölfe schrei'n  
Im Herzen kein Gott – am Himmel kein Schein.*

In Leipzig war der Augustusplatz das eindrucksvollste Raumerlebnis. Mein Lieblingsaufenthalt aber war und ist es bis heute geblieben: Dresden. Wie Samen auf Blumen fallen seine Bilder durch die Augen in die liebe-glühende Seele. Auch einer Schweizer Reise möchte ich gedenken, die mich zu den schönsten Punkten dieses Zauberlandes führte, und auf die stillverzauberten Kahnfahrten in der Abenddämmerung an Seite einer jungen ungarischen Schauspielerin. Nie war eine Komödiantin weniger Schauspielerin und mehr Weib als sie.

Genug, es würde zu weit führen, mit einem Wort: Diese Jahre waren ein Traum. Die Kunst im Leben ist zur rechten Zeit zu erwachen und die Träume abzuschütteln. Meiner Generation war dies erspart. Ein Sturmwind von nie gekanntem Ausmaß hat diese Träume in unendliche Ferne getragen.

#### 1914 – Der Rosenschleier der Jugend zerreißt

Juli 1914 trat ich nochmals die Reise an, las in Magdeburg im Schloßcafé die Geburtsanzeige von Walter Goldschmidt, und fuhr ab da weiter über Leipzig nach Dresden. Der Mord von Sarajewo öffnete das Ventil zum brodelnden Hexenkessel. Schon im Frühjahr fielen mir auf einer Reise durch Galizien die Erdarbeiten an der russischen Grenze auf. Das Fieber, das über Europa lag, ergriff auch mich, der Rosenschleier der Jugend war endgültig zerrissen. Die Menschen auf den Straßen in Dresden verschlangen die Depeschen, die alle halbe Stunde wechselten. Herren im leichten Sommeranzug, Studenten, Arbeiter sprachen sich aus. Von Kriegen hatte ich bisher nur in der Schule gehört. Sie lagen weit zurück und waren mit Jahreszahlen versehen. Zum ersten Mal also dämmerte jetzt der Krieg. Ich fuhr den Abend nach Hause, um mich zu stellen. Im Bahnhof standen die Züge, von denen niemand wußte, wann und wohin sie fahren. Die Elbbrücke war



Wilhelm und Irmgard Herzfeld mit Ruth und Siegfried, ihren beiden Kindern, die heute in New York leben, 1938 vor der Auswanderung

stark besetzt, hinten am Horizont lag Rauch, Eisenbahnzüge, der Himmel war wolkenlos. Es war ein Zufall, wenn sich der Zug bewegte, in der Mehrzahl lag er zwischen Getreidefeldern. Das Gespräch bewegte sich so langsam wie der Zug. In den Bahnhöfen hielten Truppentransportzüge, mit Tischen davor, auf denen Tassen und Kannen standen. Die Soldaten waren vergnügt, sie hatten gegessen und schrieben nach Hause. Nachdem ich achtzehn Stunden unterwegs war, kam ich zu Hause an. Meinen Kleiderkoffer fand ich erst nach zwei Tagen unter einem riesigen Stapel auf dem Bahnsteig.

Der Ausspruch der Kriegserklärung war nur noch eine Formsache, wenn auch bis zur letzten Minute versucht

wurde, ihn abzuwenden. Am zweiten Mobilmachungstage stellte ich mich und wurde dem neu aufgestellten Reserve-Infanterieregiment No. 87 zugeteilt.

Montagabend saß ich das letztemal mit Eltern und Bruder friedlich auf unserer Veranda, aber eine Unterhaltung wollte nicht aufkommen. Papa legte mir am anderen Morgen in einer seine inneren Gefühle verleugnenden Haltung die Hand in zärtlichster Weise auf den Kopf. In Mamas Auge stand die erste Träne, die je dieses liebe Gesicht befeuchtet hatte, wenn sie auch versuchte alles gewaltsam zu verstecken, was ihr das Herz zerriß. Und wenn ich alt würde wie Methusalem, und wohin mich auch immer die Woge des Daseins trägt,



nie, nie würde ich diese erschütternde Stunde des Abschieds vergessen.

In einem Schulhof hinter der Kaserne traten wir an. Herr Bing, der Mann von Mamas Freundin, bat mich, seinen einzigen Sohn Manfred, der mit mir auszog, unter meinen Schutz zu nehmen. Mit ehrlichen Kräften suchte ich das Versprechen einzuhalten. „Muß i denn, muß i denn zum Städtel hinaus“ intonierte die Kapelle bis zum Südbahnhof, wo wir mit unbestimmtem Ziel verladen wurden. Die meisten mußten zum Städtchen hinaus, und haben es in diesem Leben nie wieder gesehen. Und alle, die hinausziehen, hatten Anspruch auf das Leben. Gleichviel, ob es einem Mächtigen dieser Erde gehört oder ob die Dunkelheit und die Not es decken, so lange der Mensch atmet, hat ein jeglicher den gleichen Anspruch auf dies Leben, das ihm leichtfertige ausländische politische Bankrotteure in ihrer Eitelkeit geraubt haben!

Der Glaube an eine kurze Kriegsdauer, die Pflicht, die mir das Judensein auferlegt, der Halt der Religion, ließen mich all das Schwere ertragen. Sollte ich wider Willen in diesen Zeilen einen Lebensfreund verletzt haben, ich habe geschrieben, wie das Herz es mir diktiert hat. Ein Mensch aber ohne Fehler wäre zum Verzweifeln langweilig. Glücklicherweise existiert diese Spezies nur in Grabinschriften.